

**Erik
Wikki**



**HÜGEL
DIE FALLE**

**THRILLER und KRIMI
Serie**

LIRIUS

HÜGEL - DIE FALLE

sind die Fälle des Bestatters Klemens Hügel

Bei der Versorgung eines Toten finden
der Bestatter Hügel und seine Mitarbeiterin
Anzeichen für ein Verbrechen.
Es folgt eine mörderische Jagd mit Anschlägen
Selbstjustiz und überraschenden Wendungen.

Sechs in sich
abgeschlossene
Geschichten
und ein Über-Fall

*„Es liest sich wie eine Fernsehserie,
bei der man keine Folge verpassen will.“*

Marcus Lorner

LIRIUS

Vorbemerkung des Autors

Irgendwann sprang mir die Idee in den Sinn, einen Bestatter als Ermittler einzusetzen und auf diese Weise etwas Neues zu erschaffen. Es bedurfte nur wenig Recherche, bis sich zwei Dinge klar abzeichneten: Bestatter gibt es bereits in der Kriminalliteratur, und im wahren Leben dürfen sie gar nicht selbst ermitteln. Sie müssen die Behörden einschalten, wenn ihnen etwas an einem Leichnam auffällt, das einen unnatürlichen Tod auch nur andeuten könnte.

Meine Idee war gestorben. Sarg geschlossen und ab ins Erdreich mit ihm. Kurz vor dem Begräbnis klopfte die Idee aber noch einmal von unten gegen den Deckel. Ich lupfte und die Wiederbeseelte sagte: »Aufgeben ist immer die leichteste Möglichkeit.« Ich wiederholte für sie, was ich herausgefunden hatte. »Ja und?«, meinte die nicht Totzukriegende. Sie kroch aus dem Sarg und krabbelte auf meine Schulter. »Los! Lass uns etwas aus deinem Wissen machen.«

Als Erstes entstand: »Stunde Neun« – die dritte Geschichte in »Hügel - Die Falle«.

Ich schrieb weiter, Tag und Nacht, raufte mir die Glatze, verwarf, schrieb neu, tippte mir die Finger wund.

Am Ende hatte ich sechs Erzählungen hervorgebracht. Zwar sind sie sämtlich im Emsland angesiedelt, aber die Geschehnisse könnten sich überall ereignen.

Sie, liebe Leserinnen und Leser, dürfen jede einzelne Story für sich schmökern. Sie sind in sich abgeschlossen. Aber Vorsicht! Kurzgeschichten lieben das offene Ende.

Sie mögen es nicht, wenn das Ende offen bleibt? Dann schlagen Sie die Seiten in der Reihenfolge auf, wie sie im Buch abgedruckt sind. Über alle sechs Erzählungen hinweg schwebt ein Über-Fall, der im Finale, wie es sich gehört, aufgelöst wird.

Bei der vorliegenden Leseprobe handelt sich um die leicht gekürzten Kapitel 1, 2 und 4 der zweiten Story im Roman »Hügel - Die Falle«.

Auch wenn ich vorher den Begriff ›Kurzgeschichte‹ gebraucht habe – jede einzelne Handlung wäre viel zu lang für eine schlanke Probe von zehn Seiten.

Der Ideensarg steht übrigens wieder in meiner Abstellkammer.

Augenblick –. Ich glaube, da pocht es schon wieder.

Erik Wikki

FEHLZÜNDUNG

1

Hauptkommissarin Krystina Zbigneva (die wahre Herkunft ihrer Familie war ein gut gehütetes Geheimnis, zu Hause sprach man russisch mit lebhaft polnischem Akzent) stand in einem der Arbeitsräume im Keller des Bestattungshauses Hügel in Groß Dingel. Sie beugte sich über die Leiche des sehr toten Klempners Werner Ginter – besser gesagt, über dessen linken Fuß.

»Ich schlage eine Obduktion vor«, meinte der Polizeiarzt und notierte etwas in seinen Bericht.

»Was Sie nicht sagen«, murmelte Zbigneva.

»Was sagen Sie?«, fragte der Mediziner.

Sie winkte ab, richtete sich auf und sah den Bestatter Hügel und dessen Assistentin an. Ihnen war ein Einstich am Fuß der Leiche, genauer, zwischen den Zehen, aufgefallen. Es schien möglich, dass Ginter keineswegs seinen Verletzungen nach einem Arbeitsunfall erlegen war, sondern dass Fremdeinwirkung vorlag. Die Bestatter mochten gut daran getan haben, indem sie die Behörden informiert hatten.

Klemens Hügel. Ein langes Elend mit Bauchansatz. Dunkelblonde, gepflegt nach hinten gekämmte Haare. Schätzungsweise Anfang fünfzig. Breite Hosenträger in den Farben Rot und Schwarz. Sie spannten sich über einem weißen Hemd, umrahmten und betonten die Anzeichen des Bauchs. Sein Jackett hing über einem stummen Diener.

Die Assistentin – sein Gegenteil.

Klein, pummelig. Eine Frisur wie ein verlassener Adlerhorst. Alter: Mitte zwanzig. Ihre Turnschuhe sahen billig aus – wie alles an ihr.

»Erzählen Sie mir noch einmal«, wandte Zbigneva sich an Hügel, »wann genau haben Sie ...«

Ein Handy klingelte.

»Entschuldigung«, sagte Hügel und nahm das Gespräch an. Nachdem er sich gemeldet hatte, hörte er zu.

Anscheinend hatte er die Schutzkappe verloren, denn der Akku war mit einem Streifen Klebeband fixiert.

»Frau Ginter, Moment bitte«, sprach Hügel ins Telefon. »Ich musste vorhin den Ersatzakku ins Handy einsetzen. Der ist kaum geladen. Unser Gespräch könnte jeden Augenblick abbrechen.«

Er hörte zu. »Ist es wirklich so dringend?«

Wieder lauschte er. »Zurzeit ist es ein wenig trubelig bei mir.«

Abermals hörte er, was die Witwe am anderen Ende der Leitung zu sagen hatte. »Ich will sehen, was sich machen lässt.«

Er legte auf und sah Zbigneva an. »Frau Ginter meint«, sein Blick wanderte zu dem durch unzählige Säureverätzungen entstellten Leichnam auf dem Tisch, »ihr Mann ist möglicherweise noch am Leben.«

Kommissarin Krystina Zbigneva lebte gern im Emsland. Das galt für die ganze Familie. Eltern, Geschwister, Onkel, Tanten, Vettern, Cousinen.

Tante Vyktozia und Onkel Vladimir waren einst die Pioniere. Sie berichteten damals in die alte Heimat, dass die Menschen im westlichsten Bereich Niedersachsens überwiegend dem katholischen Glauben angehörten – wie sie. Als alle hergekommen waren (aus dem tiefen Osten, durch ganz Polen gewandert und quer durch Deutschland gezogen), war Krystina elf Jahre alt gewesen. Sie – sie alle gehörten hierher, wie der traditionelle Torfabbau, wie die Hühnerfarmen und wie heutzutage die zahllosen Biogasanlagen mit dem damit einhergehenden Maisanbau.

Wenn der Beruf der Kriminalkommissarin auf dem Land einen Nachteil hatte, dann war es die verhältnismäßig weite Fläche, für die sie zuständig war. In kaum einem Bereich Deutschlands wohnten weniger Menschen pro Quadratkilometer.

Sie fuhren von Groß Dinge nach Klein Dinge – zehn Minuten. Geschlagene zehn Minuten waren sie unterwegs gewesen, weil Klemens Hügel den Wagen lenkte, wie seine Urgroßmutter einen Lanz Bulldog mit Einzylinder-Glühkopfmotor bewegt hätte. Tuk - phuch - tuk - phuch - tuk - phuch ...

Aber schließlich kamen sie am Haus der Ginters an. Zbigneva, nicht eingeladen zu diesem Treffen, ließ den Bestatter den Vortritt. Der Leichnam aus dem Keller befand sich unterdessen auf dem Weg ins gerichtsmedizinische Institut. Ihr Team war zurück ins Büro gefahren. Hügel wollte gerade die Klingel betätigen, da öffnete sich die Haustür.

Selbstverständlich hatte die Kommissarin bei der Herfahrt über die Witwe Ginter nachgedacht. Eine verstörte, ältere Dame, die nicht über den Verlust des Gatten hinwegkam und sich Fantastereien bezüglich seines Fortbestands hingab.

Möglich war auch, dass die Dame Herzenstrost durch Anteilnehmende Menschen benötigte. Vielleicht war sie allein. Unter Umständen einsam. Während des Trauergesprächs hatte der Bestatter ihr sein seelentröstendes Ohr geliehen – als Einziger. Sie hatte sich daran erinnert und ihn angerufen.

In Mütterchen Russland in der Stadt Kaliningrad (viele Deutsche nannten die einstige Hauptstadt des Herzogtums Preußen nach wie vor Königsberg) lebten knapp eine halbe Million Menschen. Wie in allen Städten kannte man das Phänomen, dass bestimmte Gesellschaftsschichten sich nach und nach in denselben Bezirken ansiedelten. Was die Vorhersage, auf welchen Typ Mensch man traf, allein am Straßennamen berechenbar machte.

Auf dem Land aber, hier, mitten im Nirgendwo, gestaltete sich so etwas ungleich schwieriger.

Frau Ginter erweckte mitnichten den Eindruck einer einsamen, älteren Dame. Sie war in den Vierzigern, das vermutete Zbigneva wenigstens, und attraktiv. Verdammt attraktiv! Kein verweintes Gesicht, kein erkennbarer Kummer, keinerlei Verwirrung in den Zügen. Zwar war sie in Trauer anzeigendem Schwarz gekleidet, aber auf eine ausgesuchte Art und Weise. Mit dem Kleid hätte sie einer Einladung in die Oper folgen oder beim Ball des Sports für Furore sorgen können.

»Vielen Dank, dass Sie so schnell zu mir gekommen sind«, sagte sie. »Bitte entschuldigen Sie mein farbenunfrohes Äußeres. Ich bin soeben erst von der Beerdigung Gustav Paulsens heimgekehrt.« Sie trat zur Seite. »Bitte kommen Sie herein.«

Hügel und seine Assistentin Wolter gingen voran. Da bemerkte Ulrike Ginter die dritte Person.

»Hauptkommissarin Zbigneva«, stellte Hügel vor. »Sie ist von der Kriminalpolizei.«

Die schwarz gekleidete Frau blickte von einem zum nächsten. »Ich verstehe nicht.«

»Die Kripo war bei mir, als Ihr Anruf mich erreicht hat«, erläuterte Hügel.

»Haben Sie etwa auch eine Mitteilung erhalten?«

»Nun, äh, wie soll ich sagen?« Hügel hüstelte. »Frau Wolter und mir sind da so ...« Er suchte nach den richtigen Worten. »... sind da so Anzeichen aufgefallen.«

Zbigneva fiel auch etwas auf. Die beiden redeten aneinander vorbei.

»Was für Anzeichen?« Ulrike Ginter machte einen Schritt auf ihn zu. Es fehlte nicht viel und sie würde ihn mit beiden Händen am Revers des Jacketts das letzte Stückchen zu sich heranziehen. »Herr Hügel, bitte! Erzählen Sie. Es ist wichtig!«

»Nun ..., äh, es ist so ...« Hilfe suchend sah er zu Zbigneva.

Sie nickte. »Hier ist erst einmal mein Ausweis«, sagte sie und hielt der schwarz Gekleideten das Dokument vor die Augen. Damit war der Blickkontakt zum Bestatter zerschnitten.

Ulrike Ginter fuhr herum. »Ich weiß, wer Sie sind, verdammt noch mal!« Sie wischte die Hand mit dem Ausweis fort. »Ihr Bild ist ja oft genug in der Zeitung! Und wenn Sie wissen, wo mein Mann ist, dann sagen Sie es. Sofort!«

Es war offensichtlich: Die Frau brauchte Antworten und keine weiteren Fragen.

Dennoch musste Zbigneva zuerst erfahren, welche Art Mitteilung Ulrike Ginter erhalten hatte. Ein aufgerissener Umschlag (weiß, Langformat) lag unweit auf einer fünf Meter breiten Kommode. Flüchtig lugte sie noch einmal hin. Nichts Auffälliges. Neben dem geöffneten lagen weitere Briefe, außerdem Schlüssel und Handtasche.

»Ich verspreche Ihnen, umgehend alles zu erläutern«, versicherte Zbigneva. »Vorab muss ich aber –«

Mit einem Mal lächelte Ulrike Ginter.

Ihre Nervosität verschwand. »Als Erstes wollen Sie den hier sehen, nicht wahr?«

Sie ging zwei Schritte und nahm den Umschlag vom dunklen Holz.

Zbigneva ließ sie gewähren. Ihre Fingerabdrücke waren ohnehin darauf verteilt. Sie selbst zog Einmalhandschuhe an und streckte die Hand aus. »Wann haben Sie ihn erhalten?«

»Mit der heutigen Post, vermute ich.« Sie überreichte den Umschlag. »Zumindest hat er im Briefkasten gelegen, als ich vorhin von der Beerdigung heimgekehrt bin.«

Die Kommissarin zog einen einzelnen Bogen Papier heraus. Sie faltete ihn auf.

Handgeschrieben! Verrückt! Abgesehen von ihrer in kyrillischer Schrift verfassenden Oma kannte sie niemanden, der heutzutage handgeschriebene Briefe versendete. Schon gar nicht welche derlei Inhalts. Auf der Polizeiakademie hatte es das wenigstens nicht gegeben. Bekennerschreiben sahen anders aus.

Zbigneva hatte gelernt, schnell zu lesen. Ihr Cousin Aleksandr war dafür verantwortlich. »Es ist ganz einfach«, hatte er behauptet, als sie ihn eines Tages fasziniert beobachtete, wie er in Windeseile Seite um Seite umblätterte und das Buch dabei doch zu lesen schien. Er hatte sich aus dem Sessel erhoben, sich im Schneidersitz auf den Boden sinken lassen und Krystina aufgefordert, neben ihm Platz zu nehmen. Eine Stunde später wusste sie, wie es ging.

»Von jetzt an ist es eine Frage der Übung, wie schnell du lesen kannst«, klangen Aleksandrs Worte nach. »Aber lass dir gesagt sein: Wenn du etwas von Bedeutung vor den Augen hast (einen Vertrag, einen persönlichen Brief oder ein dich berührendes Buch), lese immer zweimal. Einmal schnell und einmal langsam.«

Noch ehe das Papier ganz aufgeklappt war, hatte sie die ersten drei Sätze erfasst. Kaum lag das untere Drittel aufgeschlagen vor ihren Augen, kannte sie den gesamten Inhalt. Sie folgte Aleksandrs Rat und las erneut. Langsam:

Liebe Ulrike,
Sie haben doch nichts dagegen, dass ich Sie so nenne?
Wieso sollten Sie, nach allem, was wir gemeinsam
erlebt haben. Immerhin teilen wir denselben Mann.
Eigentlich sind wir sogar per Du, nicht wahr? – Du
und ich und unser gemeinsamer Ehwirt. Trotz allem
bevorzuge ich eine gewisse Distanz und bleibe beim
›Sie‹. Denn der Wirt ist von nun an mein. Er gehört
mir. Mir allein!

Ich rede hier keineswegs von jenseitigen Dingen, liebe
Ulrike. Werner ist nicht tot. Er lebt, er atmet, er sieht
mir in diesem Augenblick beim Schreiben zu. Ja,
Werner lebt, und er lebt nur mehr für mich! Sie,
Ulrike, wird er vergessen. Sie, meine Liebe, werden
ihn nie wiedersehen!

Insofern, trauern Sie, wenn Sie das für richtig halten.
Richten Sie für Werner meinetwegen eine schöne
Beerdigung her. Über einen Leichnam zu dem Zweck
verfügen Sie ja. Wer der Tote ist, werde ich Ihnen
natürlich nicht verraten. Nur so viel: Ich habe lange
nach einem passenden Mann gesucht. Er sieht Werner
wirklich ähnlich, finden Sie nicht? Nun ja, wenigstens
das, was da noch erkennbar ist.

Unveränderliche Kennzeichen! Fingerabdrücke! DNA!
Versuchen Sie Ihr Glück, Ulrike. Zeigen Sie diesen
Brief von mir aus der Polizei. Ich fürchte nur, nie-
mand wird Ihnen Glauben schenken. Was denken Sie,
weswegen dies handschriftlich verfasst ist? Sie wissen
es. Schließlich erkennt der Mensch die eigene Hand-
schrift wieder, wenn er sie sieht. Leugnen Sie es nicht,
Ulrike. Sie selber haben diesen Brief erstellt. Jeder
Schriftsachverständige der Welt wird das bestätigen.
Trauern Sie wohl
Ulrike

Klemens Hügel stand zu Hause in der Küche und blickte aus dem Fenster. Er lehnte an der Arbeitsplatte und wärmte sich die Hände an einem Becher Kaffee. Nicht, dass es sonderlich kalt gewesen wäre. Er hielt gerne einen heißen Becher Kaffee in den Händen.

Sein Blick war auf die Birke im Garten gerichtet. Ein Eichhörnchen saß auf einem Ast und bauschte den Schwanz in hektisch zuckenden Bewegungen nach vorn über den zierlichen Körper.

Von unten aus den Versorgungsräumen hörte er Kirsten Wolter die Treppe heraufkommen. Er goss weiteren Kaffee ein. Als sie eintrat, reichte er ihn ihr.

»Danke.« Sie trank vorsichtig und setzte sich an den Tisch.

»Bin irgendwie ganz froh«, murmelte Hügel, »dass wir Ginter los sind. Wie hätten wir das Antlitz jemals wiederherstellen sollen? Ein solcher Sarg gehört geschlossen. Meinetwegen ein Foto in Plakatgröße danebengestellt.«

»Was, wenn das stimmt, was in dem Bekennerschreiben steht?«, fragte Wolter. »Der Tote ist gar nicht Werner Ginter. Die angebliche Witwe aber wollte unbedingt, dass wir sein Gesicht wiederherstellen, auf dass jeder sehen würde, wer da im Sarg liegt. Was, wenn beides in Zusammenhang steht?«

Hügel blickte die pummelige Person über den Kaffeebecher hinweg an. Offenbar las sie zu viele Krimis. »In dem Fall hätte Ulrike Ginter das Schreiben tatsächlich selber verfasst. Ihr Mann wäre noch am Leben und hält sich irgendwo versteckt. Zusammen planen sie, die Lebensversicherung einzustreichen oder etwas in der Art. Wollen Sie darauf hinaus?«

Wolter schüttelte den Kopf. »Wozu dann der Brief? Bis zu seinem Erscheinen hat keinerlei Zweifel an der Identität des Toten bestanden.«

»Aber wir haben die Todesursache bezweifelt«, erinnerte er. »Deswegen haben wir die Polizei verständigt. Und Frau

Ginter hat nur uns beide gerufen. Sie konnte nicht ahnen, dass wir die Kommissarin mitbringen.«

»Lassen Sie uns für einen Moment annehmen, Ulrike Ginter hätte den Brief nicht selber geschrieben und sie wäre gleichzeitig davon überzeugt gewesen, dass ihr Mann nach einem schrecklichen Arbeitsunfall ums Leben gekommen ist.« Sie wartete.

Er zuckte mit den Schultern und hob die Tasse an die Lippen.

»Okay. Was will dann diese Briefeschreiberin? Sie sagt es uns: *Denn der Wirt – der Ehwirt*, wie sie ihn nennt – *ist von nun an mein. Er gehört mir. Mir allein!*«

»Ehwirt«, wiederholte Hügel, »Schiller nutzt die Bezeichnung im Wilhelm Tell.«

»Und ist hier«, fuhr Wolter fort, »im Schreiben, möglicherweise mit Bedacht gewählt. Wenn auch in anderem Zusammenhang.«

»Denken Sie etwa, die Verfasserin sieht sich als Parasit, und Werner Ginter ist demzufolge das Wirtstier?«

»Keine Ahnung! Jedenfalls verrät sie uns, dass der Tote jemand anders ist, obwohl erkenntungsdienstliche Tests belegen werden, dass es sich um Werner Ginter handelt. Was soll das?«

»Mein lieber Herr und Ehwirt«, zitierte Hügel, »magst du ein redlich Wort von deinem Weib vernehmen?«

»Sie kennen Wilhelm Tell auswendig?«

Hügel schüttelte den Kopf. »In der Schule war ich in der Theater-AG und hab da den Stauffacher gespielt. Das Zitat stammt von Gertrud, Stauffachers Frau. Sie rät ihm, gegen den Landvogt zu kämpfen. Er meint: ›Wir Männer können tapfer fechtend sterben, welch Schicksal aber wird das eure sein?‹ Darauf Gertrud: ›Die letzte Wahl steht auch dem Schwächsten offen. Ein Sprung von dieser Brücke macht mich frei.«

»Ich sehe da keinen Zusammenhang zu unserem Fall«,

sagte Wolter und hob die Tasse an die Lippen. Sie trank nicht, betrachtete nur den Inhalt.

»Was für ein Fall? Wir sind Bestatter – keine Ermittler.«

»Das eine schließt das andere nicht aus«, wischte Wolter den Einwand vom Tisch. »Lassen Sie uns die Frau noch einmal aufsuchen und befragen.«

»Wie bitte?«

»Ulrike Ginter! Sie weiß etwas. Vermutlich wollte sie uns gestern davon erzählen, hat es aber nicht getan, weil die Polizei dabei war.«

Er schüttelte den Kopf und deutete in den Keller. »Wir müssen Käthe Zimmer versorgen.«

»Ich hab sie zurück ins Kühlfach geschoben. Die Beerdigung ist erst übermorgen.« Sie kippte den Kaffee hinunter, stand auf und zog ihn am Arm. »Los, kommen Sie endlich. Ulrike Ginter hat Sie gestern nicht ohne Grund angerufen.«

Er blieb, wo er war. »Wissen Sie, warum ich auf dem Land lebe?«

Sie sah zu ihm hoch. »Weil Sie hier geboren wurden?«

»Weil es hier weniger hektisch ist als in der Stadt. Jedenfalls galt das, bis Sie in mein Leben getreten sind.«

»Wie schön«, lächelte Wolter. »Ich fahre.«
